Nr. 105. 13. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 3248) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Sonntags-Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Waberßky in Hamburg.

Sonnabend, den 6. Mai 1899.

Anzeigen
werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Die geprellten Zünftler.

In den Kreisen der Zunftbrüder, die früher ein so gewaltiges Geschrei zu machen verstanden, ist es mäuschenstille geworden. Wo sind alle die Lärmmacher, Schreier und Radaubrüder hingekommen, die sonst in endlosen Reden die wunderthätigen Wirkungen einer neuen Zunftvertretung anzupreisen pflegten? Dieselbe sollte befähigt sein, das Handwerk vor der Konkurrenz des Großkapitalismus zu retten und ihm seinen „goldenen Boden“ wieder zu verleihen. Und die Herren verstiegen sich manchmal so weit, der Regierung zu drohen, sie würden sich der Sozialdemokratie anschließen, wenn man ihre Forderungen nicht bewilligen wolle.

Die reaktionären Elemente des Reichstages, die Konservativen und Ultramontanen, sind den Zünftlern ein Stück entgegengekommen und haben dem Handwerk die geforderte Gelegenheit zur „Organisation“ gegeben. Aber dabei sind ganz andere Erscheinungen zu Tage getreten, als man ursprünglich erwartet hat. Die Kleinhandwerker sind in ihrer großen Mehrzahl dem neuen Innungswesen gegenüber gleichgültig geblieben und man hat die Handwerkerkammern noch gar nicht errichten können, weil die dazu erforderlichen Wahlkörperschaften sich noch nicht gebildet haben. Das ist ein unbestreitbares, niederschmetterndes Fiasko des modernen Zünftlerthums, das sich als die natürliche Interessenvertretung des Kleinhandwerkerthums geberdet hat, das aber, wie man sieht, mit dem Kleinhandwerkerthum nur verhältnißmäßig geringe Fühlung besitzt. Von diesem Schlage wird sich das Zünftlerthum niemals wieder erholen, denn es ist nichts bedenklicher für eine Sache, als wenn sie auf die Gleichgültigkeit der Massen stößt.

Die Drohung, die mißvergnügten Zünftler würden in das Lager der Sozialdemokratie abschwenken, hat sich in ganz eigenartiger Weise erfüllt. Die Sozialdemokratie hat jene Ankündigung mit Gleichgültigkeit aufgenommen; sie hat nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sich die Herren Zünftler zum Teufel scheeren möchten. Man liebt im sozialdemokratischen Lager die Ueberläufer nicht, die nur darum solche geworden sind, weil sie nicht genug Brocken vom Tische der Regierung haben ergattern können. Nun ist aber thatsächlich die Sozialdemokratie in die Innungen eingedrungen und hat darin Einfluß erlangt; in einigen hat sie sogar die Aemter mit ihren Anhängern besetzt. Die „Kölnische Zeitung“ stößt einen Alarmruf aus, indem sie der Befürchtung Ausdruck giebt, die Sozialdemokratie werde sich auch der Gesellenausschüsse bemächtigen. Sie würden ihr als reife Frucht in den Schooß fallen. Das kann schon kommen und wäre nur ganz natürlich.

Die Zunftbrüder haben also das erhebende Bewußtsein, Organisationen geschaffen zu haben, in denen die Sozialdemokratie, wenn sie will, einen Stützpunkt gewinnen kann. Gewisse vorsichtige Politiker haben das allerdings vorausgesagt. Die Sozialdemokratie kann zwar auch ohne solche Organisationen vortrefflich bestehen, allein wenn sie es für gut befindet, ihren Einfluß zu verstärken, indem sie von denselben Besitz ergreift, warum soll sie es nicht thun? Die „Kölnische Zeitung“ meint, diese Organisationen würden nicht im Stande sein, ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Meistern und Gesellen wiederherzustellen, wohl aber würde sie mit der Zeit zu Kampforganisationen der Gesellen gegen die Meister werden. Das kann auch so kommen und die Zunftbrüder stehen da wie der betrübte Gerber, dem die Felle fortgeschwommen sind. Für Spott brauchen sie nicht zu sorgen; sie haben ihn auch reichlich verdient. Es ist dies in der That ein Schauspiel für Götter. Man schafft eine Neuorganisation mit der Absicht, einen Damm gegen die Sozialdemokratie zu errichten, und plötzlich steht die Sozialdemokratie selbst hinter dem schützenden Damm und lacht ihre getäuschten Feinde aus!

Während die Zunftbrüder mit offenem Munde dastehen und eine solche Wendung der Dinge gar nicht begreifen können, bricht bei den „Scharfmachern“ ein großer Spektakel los und wird gegen die überall eindringende Sozialdemokratie in allen Tonarten gewüthet und gehetzt. Nun, die Herren werden sich daran gewöhnen müssen und nicht nur an dies, sondern auch an eine Menge ähnlicher Erscheinungen. Man muß wirklich über eine reichliche Portion Borniertheit verfügen, wenn man nicht begreifen kann, daß das Eindringen der Sozialdemokratie in immer weitere gesellschaftliche Schichten und sozialpolitische Organisationen unvermeidlich geworden ist. Es sind über zwei Millionen Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben worden; dabei sind ihre Anhänger unter 25 Jahren und die doch auch zahlreichen weiblichen sozialistischen Elemente noch gar nicht gerechnet. Wenn eine solche Masse geschlossen und klassenbewußt nach dem gleichen Ziele strebt und die politische Macht für sich zu erobern trachtet — was ist denn da natürlicher, als daß der Sozialismus den ganzen Gesellschaftskörper durchdringt und seine Feinde aus einer Position nach der anderen vertreibt? Dagegen hat der Klassenstaat keine Mittel; er mag sich drehen und wenden, wie er will. Ausnahmegesetze helfen dagegen gar nicht; sie beschleunigen nur das Vordringen der Sozialdemokratie, weil sie deren Energie verdoppeln. Und ohne Ausnahmegesetze findet das Vordringen auch statt; es fallen der Sozialdemokratie, wie das rheinische Blatt ganz richtig sagt, in der That reiche Früchte in den Schooß, ohne daß sie sich besonders darum zu bemühen braucht.

Der fromme Spruch, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, gilt nicht mehr, wie man sieht, in unserer skeptischen Zeit. Die Sozialdemokratie als solche ist gar nicht fromm und dennoch arbeiten die Zeitverhältnisse zu ihrem Besten, ob die herrschenden Klassen es nun zugeben wollen oder nicht. Langsam aber sicher rückt die Bewegung ihrem Ziele, der Gewinnung der politischen Macht, näher und näher.

Manchmal fährt irgend ein politischer Nachtwächter empor, stößt grimmig in sein Horn und kündigt „Gefahr im Verzug“ an, denn die Sozialdemokratie mache immer größere Fortschritte und wenn man nicht eingreife, so werde sie eines Tages so mächtig sein, daß man nicht mehr mit ihr fertig werden könne. Aber Niemand weiß, wie einzugreifen ist. In der That ist die Sozialdemokratie schon so mächtig, daß Niemand mehr mit ihr fertig werden kann. Für sie giebt es nur eine Gefahr, und die läge darin, daß sie Unbesonnenheiten begehen würde. Aber das wird sie nicht thun; davor schützt sie eine lange Erfahrung und eine wohlbewährte Taktik.

Von der Weltbühne.

Aus dem Reichstage. Berlin, 4. Mai. Der dritte Tag in der Schlacht gegen den Kurs Stumm und Bueck wurde mit einer Rede unseres Genossen Bebel eingeleitet. Er konnte darauf hinweisen, daß er 1885 schon wahrgesagt habe, die Anträge, betreffend die Organisation von Arbeitskammern, würden wiederkehren. Er nahm dann die Herren von Kardorff und Kropatscheck aufs Korn, um nachzuweisen, daß die ganze sogenannte Sozialpolitik der Konservativen auf die Verschiebung der Klassengegensätze hinarbeite.

In dieser Debatte waren unsere Genossen in der glücklichen Lage, die Vernichtung der Gegner den Gegnern selbst überlassen zu können. Gleich nach Bebel erhielt der nationalliberale Hilbk das Wort, um als Schildknappe der westfälischen Grubenbarone gegen die Sozialpolitik der Mehrheit seiner Fraktion zu polemisiren. Es ist ein ergötzliches Schauspiel, die jetzt betriebene Sozialistentötterei mit anzusehen. Wie die besoffenen Studenten in Auerbachs Keller in Goethe's Faust sich selbst bei der Nase haben und so den bösen Feind vernichten wollen, so ist in den Reihen unserer Gegner ein so schönes Durcheinander, wie es in der parlamentarischen Geschichte ohne Beispiel ist. Nicht allein, daß Rösicke und Heyl Stumm und Kardorff bekämpfen, Stumm steht auch in seiner Fraktion isolirt. Dafür hat er Anhänger unter den Nationalliberalen, die dann wieder gegen die Mehrheit ihrer eigenen Fraktion kämpfen. Die Politik der Sammlung, die im vorigen Jahre das Evangelium aller nichtsozialistischen Parteien war, ist zu einer Politik des allgemeinen Durcheinanders geworden. Die „Gesammelten“ verzichten darauf, die einfachsten Gesetze der Höflichkeit zu beachten. Als nach Hilbk Stummts Antipode Rösicke die Rednertribüne betrat, verließ Stumm mit seinem Getreuen demonstrativ den Saal, wodurch Rösicke sich aber nicht hindern ließ, Stumm recht derbe Wahrheiten zu sagen. Im Uebrigen kehrte Rösicke den Liberalen hervor, indem er es als liberale Forderung pries, die volle Gleichberechtigung aller Menschen herbeizuführen. Wie diese Gleichberechtigung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft möglich ist, sagte er aber nicht.

Heyl suchte sich ebenfalls zu wehren; er richtete wieder seine Pfeile gegen Stumm. Der Großindustrielle von Worms scheint zu wissen, daß Stumm's Stern in den höchsten Regionen im Erbleichen ist. Sonst ist es garnicht zu verstehen, weshalb er so scharf Front macht gegen das Zuchthausgesetz. Zur Zeit des Februarkurses war Heyl hochangesehen und wurde mit zur internationalen Konferenz hinzugezogen. Jetzt tritt Heyl so plötzlich und so scharf gegen Stumm auf, daß die Frage nur lauten kann: Heyl oder Stumm? Zur Aussöhnung ist kein Raum mehr vorhanden. Stumm empfindet die Schläge, die man ihm verabreicht, sehr schwer; wir haben ihn nie so gedrückt und so kleinlaut gesehen, wie an diesen Tagen.

Sein Freund Kardorff sprang noch einmal in die Bresche. Aber was ist und was kann Kardorff? Sein Redepertoir ist bald erschöpft. Er spricht über die Silberwährung, den hohen Schutzzoll, Verstaatlichung der Bank und das Sozialistengesetz. Da eigentlich keine von den Reden paßte, er aber reden mußte, so hielt er die letzte Rede noch einmal und, um einigen Eindruck zu machen, feierte er das Sozialistengesetz als genialste That des Fürsten Bismarck. Wir sind gewiß keine Bismarckschwärmer, aber diesen nichtsnützigen brutalen Akt der Gesetzgebungskunst als Bismarcks Meisterwerk zu preisen, heißt denn doch den alten Reichsnörgler zu tief in der öffentlichen Meinung herabsetzen und so kam das ergötzliche Schauspiel, daß unser Genosse Molkenbuhr Bismarck vor diesem Lobe seiner Freunde in Schutz nahm.

Der geduckte Stumm nahm darauf selbst das Wort, um Heyl förmlich anzuflehen, doch gnädig mit dem besiegten Gegner zu verfahren. Entschuldigungen und Berichtigungen, Klarstellung von Mißverständnissen usw. waren das Gebiet, auf welchem der sonst so streitlustige Schlotjunker sich bewegte. So hätte Stumm nicht gesprochen, wenn er sicher wäre, an anderer Stelle noch Sympathie für seine Weltanschauung zu finden. Recht derbe fuhr der alte Hofprediger und Oberdemagoge Stöcker gegen seine Nachbarn los. Kardorff hatte versucht, sich für seine gestrige Niederlage mit einigen Grobheiten an Stöcker zu revanchiren. Nun kam aber der schlesische Gründer und Krautjunker in eine verzweifelte Lage. Das richtige Wort weiß Stöcker schon zu finden, und wenn es einmal eine Grobheit sein muß, kommt er auch nicht in Verlegenheit. So bewies Stöcker dann, daß er mit geistigem Kapital besser ausgerüstet ist, als Kardorff und Stumm zusammen. Die Grobheiten, die Kardorff einstecken mußte, waren von so ausgesuchter Qualität und dabei so treffend, daß Kardorff den ungleichen Kampf aufgab.

In seinem Schlußwort bedankte sich Hitze für die freundliche Aufnahme, die sein Antrag gefunden hat. Die Anträge wurden dann an die Gewerbeordnungskommission überwiesen, wo sie voraussichtlich vorläufig begraben werden.

Was sind die Anträge, die zur Debatte standen? Doch nur eine kleine Anleihe bei den Sozialdemokraten. Wichtiger als alle Anträge war die Debatte. Hier wurde mit einem Prinzip gebrochen, welches bisher das öffentliche Leben in Deutschland beherrscht hat. Dem Unternehmerabsolutismus wurde im Reichstag der Todesstoß gegeben. Gewiß wird er sich noch in den einzelstaatlichen und kommunalen Vertretungen halten können. Er wird sich auch noch im Leben halten. Aber der feine hoffähige Herr ist zum Vagabunden geworden und nun, da man ihn aus dem vornehmsten Hause Deutschlands hinausgeworfen hat, wird er sich bald nicht mehr in einer Gesellschaft sehen lassen können, die etwas auf Anstand hält.

Die Pläne, den deutschen Arbeitern die kleinen Brocken des Koalitionsrechts zu rauben, werden sich in Dunst und Nebel auflösen. Das klassenbewußte Proletariat ist zu einem Faktor geworden, mit dem man rechnen muß. Vor zwei Jahrzehnten entschlossen sich die Mehrheitsparteien noch leichten Herzens, ein Sozialistengesetz zu erlassen. Heute würde sich keine Partei mehr finden, die so etwas wagt. Nicht etwa, weil die Parteien volksfreundlicher geworden sind, sondern lediglich, weil das Volk zielbewußter geworden ist. Diese Niederlage der Stummlinge ist um so bedeutungsvoller, weil man die zur Vorbereitung der Handelsverträge geplante Beutepolitik mit einem Schlage gegen die Arbeiter einleiten wollte. Jetzt sind sie eingesargt und begraben, die Pläne, welche die Scharfmacher so gut vorbereitet hatten. So nahe am Ziele glaubten sich die Herren Bueck und Beumer! Sehnsüchtig erwarteten sie täglich die Zuchthausvorlage; und ehe sie in irgend einer Form das Licht der Welt erblickt, wird sie auf den Düngerhaufen geworfen. Das Proletariat ist mündig geworden. Die Debatte dieser Tage war die feierliche Anerkennung der Mündigkeit.

Für die Niederlage der Scharfmacher im Reichstage, welche die „Hamb. Nachrichten“ durch allerlei Gerede ihres Berliner B—r-Korrespondenten (der abgesägte Nationalliberale Dr. Böttcher) aus der Welt schwätzen möchten, da sie so schlecht in das gewaltpolitische „Programm“ des Bismarckblattes paßt, sucht sich ein anderer (oder derselbe?) Korrespondent des Blattes dadurch zu entschädigen, daß er sich mit voller Inbrunst an die Hoffnung klammert, die vielberufene Zuchthausvorlage werde doch noch kommen, und zur Nachhülfe einmal wieder etwas vom „Terrorismus“ der Arbeiter auftischt, während er gleichzeitig die Unternehmer von allen terroristischen Gelüsten reinzuwaschen sich bemüht. Er behauptet, die Sozialdemokratie suche „bei allen möglichen Gelegenheiten, auch neulich noch im Reichstage, die Ansicht zu verbreiten, daß es moralisch ganz gerechtfertigt sei, wenn die streikenden Arbeiter die arbeitswilligen Elemente durch Drohungen oder Vergewaltigungen von der Arbeit abhielten“. Weshalb von der „Umsturzpartei“ recht bedeutende Anstrengungen in dieser Richtung gemacht würden, sei klar. „Man will den inneren Werth des noch für die laufende Tagung zu erwartenden Entwurfs über den Schutz des Arbeitsverhältnisses diskreditiren, nachdem die Taktik des Ableugnens sozialdemokratischer Vergehen und Verbrechen gegen Arbeitswillige Angesichts der nicht wohl zu vertuschenden Thatsachen nicht verfangen hat. Aber auch die neue Methode wird Erfolge nur in ganz kleinen Kreisen aufzuweisen haben.“

So mischt man Wahrheit und Dichtung hübsch durcheinander, um den gewünschten Eindruck bei — unwissenden Lesern zu erzielen. Die moralische Rechtfertigung galt nicht den „Drohungen und Vergewaltigungen“, sondern den den Arbeiterkämpfen zu Grunde liegenden Motiven. Aber derselbe Herr, der der Sozialdemokratie eine Taktik des Ableugnens unterschiebt, springt mit den Thatsachen in einer Weise um, die aller Wahrheit in's Gesicht schlägt. Kühnlich behauptet er, daß in den letzten Jahrzehnten die Arbeitereinkommen sich beträchtlich erhöht haben und daß diese Erhöhungen meist, ohne daß es zu Arbeitseinstellungen gekommen ist, von den Arbeitgebern gewährt worden sind. Thatsache ist, daß die Unternehmer sich nie so schäbig gegen die Arbeiter benommen haben wie in den letzten Jahren und daß trotz höchster Geschäftsblüthe und trotz riesiger Profite die bescheidensten Forderungen der Arbeiter meist abgelehnt wurden, wodurch der Streik von den Unternehmern provozirt wurde.

Der Herr ist so gütig, es für „natürlich nicht moralisch verwerflich“ zu erklären, wenn die Arbeiter nach Besserung ihrer Lebenslage streben und von ihrem Koalitionsrecht, das sie angeblich voll besitzen sollen, Gebrauch machen. Aber der „Mißbrauch“ desselben sei verwerflich. Nun, nach Stumm und Genossen ist jede Benutzung des Koalitionsrechts Mißbrauch desselben, und die Willfährigkeit deutscher Gerichte gegenüber den Zumuthungen der Scharfmacher hat bereits Handlungen in Ausübung des Koalitionsrechtes der Arbeiter für „Mißbrauch“ erklärt, die jeder andere Mensch und besonders das Unternehmerthum ungestraft begehen kann. Das Letztere möchte der treffliche Mitarbeiter der „Hamb. Nachr.“ jedoch aus der Welt lügen. Er schreibt:

„Und wenn die Sozialdemokratie behauptet, das geschehe auch im bürgerlichen Leben, so hat sie bisher den Nachweis dafür nicht erbracht. Bei allen Beispielen, die sie angeführt hat, spielt einmal ein Vertragsverhältniß mit und sodann fehlt jeder moralische oder thätliche Zwang. Also auch mit dieser Angriffsmethode gegen die zu erwartende gesetzgeberische Aktion wird die Sozialdemokratie wenig Glück haben.“

Nun, der Herr möge sich nur einmal die gestern zitirte Schrift des Fabrikanten Weigert zu Gemüthe führen. Da kann er den Unternehmerterrorismus in ebenso wahrheitsgetreuer wie abschreckender Weise porträtirt finden.

Die Arbeiterschutzfreunde, die am Mittwoch Abend in Berlin versammelt waren, um eine internationale Vereinigung zur Förderung des Arbeiterschutzes zu gründen, haben es bedauert, daß die „mißverständliche Auffassung“ des Einladungsschreibens die Theilnahme von Sozialdemokraten verhindert hat. Es sollen Versuche gemacht werden, die „Mißverständnisse“ hinwegzuräumen.

Die Berliner „Volksztg.“ nimmt daraus Gelegenheit, es als ein erfreuliches System sozialpolitischer Einsicht zu konstatiren, daß in der Versammlung selbst so gut konservative Männer wie der frühere Minister v. Berlepsch, Professor Schmoller und Wagner erklärt haben, auf die Mitarbeit sozialdemokratischer Sozialpolitiker an diesem Werke, das über alle Parteigrenzen hinausgreift, sei entschieden Werth zu legen.

„Den Scharfmachern, deren ganze Gedankenarbeit sich in dem kindlichen, oder sagen wir lieber gemeingefährlichen Bestreben erschöpft, vor dem „rothen Gespenst“ bange zu machen und die Sozialdemokraten als außerhalb des gesammten Staatslebens stehend zu ächten, ist die gestrige Versammlung eine Lehre. Sie zeigt ihnen, daß man sehr, sehr „staatserhaltend“ sein und dennoch so viel Objektivität besitzen kann, die Mitarbeit der Sozialdemokraten an einer großen Kulturfrage, wie es der Arbeiterschutz ist, im Interesse der Arbeiter zu wünschen.

„Von den prinzipiellen Auseinandersetzungen, die in der Diskussion gemacht wurden, ist von besonderem Interesse, was der Abgeordnete Kommerzienrath Richard Rösicke über die Bedeutung des Arbeiterschutzes für die Industrie hervorgehoben hat. Mit Recht bemerkte er: je mehr Arbeiterschutz, desto konkurrenzfähiger ist die Industrie auch dem Auslande gegenüber. Ein Satz, über den der Unverstand unserer Scharfmacher in große Entrüstung verfallen wird, der aber gleichwohl durch alle auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes gemachten praktischen Erfahrungen bestätigt wird. Das unehrliche Jammern der Scharfmacherpresse, daß das Bischen sozialpolitischer Gesetzgebung, dessen sich heute das Deutsche Reich erfreut, mit ihrer angeblich erdrückenden Belastung der Industrie diese an den Rand des Verderbens führen müsse, wird durch den Aufschwung schlagend widerlegt, den die deutsche Industrie fortgesetzt nimmt. Zehn bis zwanzig Prozent Dividenden bei vielen großen Industriegesellschaften sehen nicht danach aus, als werde die deutsche Industrie durch die geringe sozialpolitische Belastung der Unternehmerschaft ruinirt.“

Die „Volksztg.“ hält es „für sehr nützlich und erwünscht, wenn sich sozialdemokratische Sozialpolitiker mit ihren reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes, mit ihrer genauen Kenntniß der einschlägigen Fragen und gestützt auf ihre enge Fühlung mit der arbeitenden Bevölkerung, den Bestrebungen der internationalen Konferenz anschlössen“.

Wir können ihr nur versichern, daß die Sozialdemokratie immer bereit sein wird, an der Förderung des internationalen Arbeiterschutzes mitzuarbeiten, wo er ernst gemeint ist. Dazu ist aber erforderlich, daß man nicht zwischen der Sozialdemokratie und einigen Parteiangehörigen unterscheidet. So etwas giebt es bei uns nicht.

Ein Reichswohnungsgesetz soll in Aussicht stehen. Nach der „Post“ sollen Bundesrath und Reichstag demnächst mit der Frage sich beschäftigen. Die „Post“ stützt sich bei dieser Angabe auf die Mittheilungen, welche der Kommissar des Ministers des Innern am Mittwoch im Abgeordnetenhause über den Abschluß von Verhandlungen zwischen den betheiligten Ressorts des Reichs und Preußens in Bezug auf die Wohnungsfrage und die Beseitigung des Schlafstellenunwesens machte. Danach haben die Verhandlungen über diese Materie auf der ganzen Linie zu einem positiven Ergebniß geführt. Man hat sich sowohl über ein Vorgehen im Wege der Gesetzgebung, als über diejenigen Maßregeln geeinigt, welche namentlich gegen das Schlafstellenunwesen auf polizeilichem Wege, insbesondere durch Erlasse von Polizeiverordnungen zu treffen sein werden.

Die Reichstags-Ersatzwahl für den zweiten niederbaierischen Reichstagswahlkreis Straubing (bisheriger Vertreter Abg. Eßlinger) ist auf den 25. Mai anberaumt worden.

Knappschaftspension und Unfallrente. In der Petitionskommission des Reichstages gelangte am Mittwoch die Petition eines Berginvaliden Brüning, betr. Gewährung der Knappschaftspension neben der Unfallrente, zur Verhandlung. Ein Erkenntniß des Reichsgerichts vom 22. Januar 1898 hat seit seinem Bekanntwerden, wie der Referent in der Petitionskommission, Abg. Euler (Z.), hervorhob, die Bergleute im Ruhr- und Saarkohlenrevier in die größte Aufregung versetzt. Bekanntlich zahlen die Bergleute und deren Arbeitgeber Beiträge an die Knappschafts-Invalidenkassen, und bezogen die im Bergbau verunglückten Arbeiter bisher neben der Unfallrente aus den genannten Kassen noch eine Invalidenpension. Die Beiträge der Arbeiter zu diesen Kassen sind fortgesetzt erhöht, die der Arbeitgeber aber stetig herabgesetzt worden. Gegenwärtig zahlen die Arbeiter zirka 90 pZt. mehr an Beiträgen, als ursprünglich der Fall war, während die Beiträge der Unternehmer auf 20 pZt. ihrer ursprünglichen Höhe erniedrigt worden. Die Unternehmer hatten also auch hier die größte Last der Unterstützung Verunglückter auf die versicherten Arbeiter abgewälzt. Früher bezog nun ein Bergarbeiter, falls er einen monatlichen Verdienst von M. 100 hatte bei in Folge von Betriebsunfall herbeigeführter vollständiger Erwerbsunfähigkeit auf Grund des Unfall-Versicherungsgesetzes ein Rente von 66⅔ Mark monatlich, wozu noch die von der Knappschaftskasse gezahlte Invalidenpension von M. 22,50 pro Monat kam. Sein Einkommen als völlig erwerbsunfähiger Berginvalde stellte sich auf rund M. 89. Durch das angeführte Reichsgerichtserkenntniß wurde nun entschieden, daß es nach § 8 des Unfallversicherungs-Gesetzes unstatthaft sei, neben der Unfallrente auch noch die Knappschafts-Invalidenpension zu beziehen, letztere müsse vielmehr auf die Unfallrente verrechnet werden. Dieses Reichsgerichts-Erkenntniß steht in Widerspruch mit früher ergangenen Entscheidungen desselben Gerichts. Die Petition fordert nun, wie früher, so auch künftig den Invaliden neben der Unfallrente auch den Bezug der Knappschafts-Invalidenpension zu gestatten. Nachdem sich der Referent im Sinne der Petition geäußert, erklärte der Regierungskommissar Geh. Regierungsrath Werner, daß die Entscheidung des Reichsgerichts ganz dem Sinne des § 8 des Unfallversicherungsgesetzes entspreche, frivol sei es, eine doppelte Rente zu beanspruchen, die eventuell den früheren Arbeitsverdienst des Verunglückten übersteigen könne. — Abg. Tutzauer (SD.) wies den Vorwurf der Frivolität zurück; frivol sei es, von den Arbeitern im Bergbau Beiträge zur Invaliden-Pensionskasse zu erheben, wenn man ihnen diese Pension dann nach Betriebsunfällen nicht zahlen wolle. Es sei dringend nöthig, in dieser Hinsicht eine Aenderung des Unfallversicherungs-Gesetzes herbeizuführen; warum sollen die Bergarbeiter diese Beiträge zur Pensionskasse zahlen, wenn sie bei Betriebsunfällen nicht besser gestellt sein sollen, als andere Arbeiter, die solche Beiträge nicht aufzubringen haben. Genosse Tutzauer beantragte schließlich, die Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Nach eingehender Diskussion, in der sich noch die Abgeordneten Euler (Z.), Thiele und Schwarz (SD.) für diesen Antrag aussprachen, während Abg. Kramer (NL.) die Petition dem Reichskanzler nur als Material überweisen wollte, wurde der Antrag Tutzauer mit allen gegen drei Stimmen angenommen.

Der Berliner Selbstverwaltung soll es jetzt allen Ernstes an den Kragen gehen. Der Anfang wird mit dem dem Abgeordnetenhause vorgelegten Gesetzentwurf über die Polizeiverwaltung in den Vororten von Berlin gemacht. Der Entwurf wird von den offiziösen „Berl. Pol. Nachr.“ dahin ausgelegt, daß dem Berliner Polizeipräsidenten künftig das Recht zustehe, ohne Zustimmung des Magistrats alle Polizeiverordnungen, welche über das Weichbild Berlins hinausgehen, als Landespolizeiverordnungen, sei es für den ganzen Umfang seines Geschäftsbereichs oder für Berlin und einen oder den anderen Vorort, zu erlassen. Er würde z. B. baupolizeiliche Vorschriften für die Stadtkreise Berlin, Schöneberg und Charlottenburg erlassen können, ohne sich der Zustimmung der Magistrate der drei Städte versichert zu haben. Bei dem Erlaß solcher Polizeiverordnungen würde der Polizeipräsident nur an die Zustimmung des Oberpräsidenten gebunden sein. In dem Gesetz vom 12. Juni 1889 war diese Möglichkeit schon dadurch ausgeschlossen, daß danach die gesammte Wohlfahrtspolizei in den Vororten, darunter also auch die Bau- und Gewerbepolizei, von der Zuständigkeit des Berliner Polizeipräsidenten ausgeschlossen blieb.

---

[23] (Nachdruck verboten.)

Jack.

Roman von Alphonse Daudet.
Einzig autorisirte Uebersetzung.

Begünstigt von seiner kleinen Gestalt und schwarzen Farbe, hatte er überall hineingleiten können, und überall war es bewohnt. Er hatte gefühlt, wie ihn das Laster mit seinen triefenden, geräuschlosen, nachtvogelgleichen Flügeln streifte; er hatte das Brot der Diebe gegessen, denn die Diebe sind zuweilen mitleidig. Er war bei den nächtlichen Theilungen und Mahlzeiten der Mörder in hohlem Gemäuer zugegen gewesen und hatte seinen Kinderschlaf neben dem Traum eines Räubers geschlummert. Aber was that das ihm? Er suchte sein Grigri und ging durch all diese Ruchlosigkeiten, ohne sie zu sehen.

In der schmutzigen Pariser Untiefe blieb der kleine König so ruhig wie in den Wäldern, wohin ihn Kérika mitnahm, um dort während der großen Jagden zu lagern. Da sah er, wenn er Nachts durch das Brüllen der Elephanten und Flußpferde aufgeweckt wurde, unter den gigantischen, unsicher beleuchteten Bäumen ungeheuerliche Gestalten um das Bivouac kreisen und fühlte die wellenförmigen Bewegungen der Schlangen ganz in seiner Nähe unter den Blättern dahingleiten. Aber Paris mit seinen Ungeheuern ist weit schrecklicher als alle Wälder Afrikas; — der kleine Neger würde wohl Furcht gehabt haben, wenn er gesehen, begriffen hätte. Glücklicher Weise beschäftigte ihn der Gedanke an sein Grigri ganz ausschließlich, und hier wie auf den entfernten Jagden breitete sich Kérikas Schutz über ihn.

„Es ist aus mit Mädou!“

Der kleine König sagte diesen Abend nichts weiter, so abgespannt war er, und sein Bettnachbar mußte einschlafen, ohne etwas Weiteres davon zu erfahren.

Mitten in der Nacht wurde Jack plötzlich aufgeweckt. Mädou lachte, sang, sprach ganz allein mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und in seiner Muttersprache. Das Delirium begann.

Am Morgen erklärte Doktor Hirsch, den man eiligst hatte kommen lassen, daß Mädou sehr krank sei.

„Eine kleine, gutartige Entzündung des Gehirns und der Gehirnhaut,“ sagte er, indem er seine gelben Finger an einander rieb, daß sie wie ein Knöchelspiel glänzten. Seine Brillengläser funkelten. Er machte ein entzücktes Gesicht.

Ein schrecklicher Mensch, dieser Doktor Hirsch. Den Kopf voll gepfropft voll wissenschaftlicher Lektüre, voll lauter Utopien, lauter Theorien, für eine zusammenhangende Arbeit zu träge und in seinen Ideen zu wenig folgerecht, hatte er sich kaum für eine oder zwei medizische Vorlesungen einschreiben lassen und bemäntelte seine thatsächliche Unwissenheit mit einem Wust wirrer Studien über die indische, chinesische, chaldäische Medizin. Er beschäftigte sich sogar mit Magie, und wenn ein menschliches Leben zufällig in seine Gewalt gerieth, so hätte man an die Geheimnisse des Wachsbildberufugs, an die finsteren und gefahrvollen Heilmittel der Hexen glauben mögen.

Frau Moronval war dafür, einen wirklichen Arzt zur Unterstützung dieser wahnsinnigen Wissenschaft zu rufen, aber der Direktor, weniger mitleidsvoll und nicht gewillt, Ausgaben zu machen, die ihm vielleicht nie würden zurückerstattet werden, meinte, daß Doktor Hirsch vollkommen genüge, um für diese „Meerkatze“ zu sorgen, und überließ ihm den Kranken vollständig.

Darauf bedacht, seinen Patienten ganz ungetheilt für sich zu haben, ergriff der befremdliche Doktor den Vorwand einer sehr verwickelten Krankheit, welche ansteckend werden könnte, und ließ Mädous Bett an das andere Ende des Gartens in eine Art von „Gewächshaus“ bringen, das mit Glasscheiben, wie alle diese Gebäude der ehemaligen photographischen Anstalt für Pferde, reichlich bedeckt und mit einem Kamin versehen war.

Acht Tage lang konnte er an seinem kleinen Opfer alle Arzneimittel der barbarischsten Völker versuchen und es nach seinem Belieben quälen; er fand keinen größeren Widerstand, als bei einem kranken Hunde. Wenn der Doktor, beladen mit kleinen, schlecht verkorkten Phiolen, mit Päckchen stark riechender und verschiedenartiger Pulver in das Gewächshaus trat und die Thür sorgfältig hinter sich schloß, dann dachte man:

„Was wird er ihm thun?“

Und die „kleinen warmen Länder“, für welche ein Arzt stets ein halber Magier und Hexenmeister war, schüttelten die Köpfe und rollten die Augen bei seinem Anblick.

Aber es war ihnen wegen der Ansteckung verboten, näher zu kommen, und das machte den Winkel im Hintergrund des Gartens geheimnißvoll, umgeben von Schatten, Geheimniß, Schrecken, wo sich ein Ereigniß vorzubereiten schien, noch viel verborgener und entsetzlicher als alle Drogen des Doktors.

Jack hätte gern seinen Freund Mädou gesehen und diese geschlossene Thür überschritten, die von einer unermüdlichen Bewachung vermauert war. Endlich, nach langem Lauern, paßte er einen Augenblick ab, wo der Doktor, um irgend ein vergessenes Medikament zu holen, nach dem Durchgange eilte, und betrat mit dem großen Saïd dies improvisirte Krankenhaus.

Es war einer jener halb ländlichen Räume, in denen man Gärtnergeräthschaften, Ableger von Blumen, frostige Pflanzen aufbewahrt. Mädous eisernes Bettgestell stand auf fest gestampfter Erde. In den Ecken sah man in einander gestellte Töpfe von gelber Erde, zerbrochenes Gitterwerk, zertrümmerte, blauangelaufene Scheiben. Welke Lianen, dicke Bündel abgestorbener Wurzeln vervollständigten diesen trostlosen Anblick; und in dem Kamine, gleich als ob eine kleine, zerbrechliche, für den Frost sehr empfindliche tropische Pflanze sich dort geborgen habe, flackerte das Feuer und erfüllte das Gewächshaus mit erstickender, einschläfernder Wärme.

Mädou schlief nicht. Seine arme, kleine, mehr und mehr verkümmerte, trübe Gestalt hatte immer denselben Ausdruck vollständiger Gleichgültigkeit. Seine schwarzen Hände waren auf dem Linnen gefaltet. Es lag etwas Thierisches in der Abgeschiedenheit seines Wesens, in der Theilnahmlosigkeit gegen seine ganze Umgebung und in der Art, sich nach der Mauer umzudrehen, als ob sich unsichtbare Pfade für ihn zwischen den mit Kalk betünchten Steinen erschlossen hätten, und jede Fuge des alten Gebäudes ein glänzender Auslug wäre in ein nur ihm allein bekanntes Land.

Jack näherte sich dem Bette:

„Ich bin es, Mädou . . . Jack.“

Der Andere sah ihn an, ohne zu verstehen, ohne zu antworten; er wußte kein Französisch mehr. Alle Methoden der Welt hätten da nicht helfen können. Nach und nach nahm die Natur diesen kleinen Wilden wieder; und in dem Dilirium, wo man nicht mehr bei sich selbst ist, wo der Instinkt alles Angelernte auslöscht, sprach Mädou nur noch bahomehisch. Jack sagte ihm noch ganz leise einige Worte, während der ältere Saïd sich nach der Thür entfernte, erschreckt und angstvoll, durchschauert von der Kälte, welche die großen Flügel des Todes um sich erregen, wenn er, wie ein niederschwebender Vogel, langsam herabsinkt auf die umdüsterte Stirn der Sterbenden. Plötzlich stieß Mädou einen langen Seufzer aus . . . Die beiden Kinder sahen sich an.

„Ich glaube, er schläft,“ murmelte Saïd ganz bleich.

Jack, gleichfalls sehr bestürzt, antwortete leise:

„Ja, Du hast Recht, er schläft. Gehen wir.“